

05.12.2003 15:48

als Startseite definieren |

Süddeutsche Zeitung

Online-Ausgabe immocenter motorcenter jobcenter **Süddeutsche Zeitung** 

Seite drei

Name Passwort Sicher anmelden
Anmelden   Neu
Pas

HEUTE IN DER SZ

05.12.2003

 Aktu

[Gesamtverzeichnis](#)

Sie kämpften im Kalten Krieg und holten sich den Krebs (II): Die Radar-Soldaten der früheren DDR-Armee

Sü

[Streiflicht](#)

[Aktuelles Lexikon](#)

Wer einmal an der Blechtür schlief

Les
Gra

[Politik](#)

Wie ihre einstigen Gegner im Westen ringen Hunderte ehemalige NVA-Angehörige um eine Entschädigung für ihre Leiden – und um Anerkennung

Seite drei

Von Birk Meinhardt

[Meinungsseite](#)

[Panorama](#)



[Feuilleton](#)

[Literatur](#)

Berlin, im Dezember – Das ist die Geschichte von Ulrich Schmidt, Volker Grimmler, Thomas Förster und Hunderten anderen Männern, die das Verteidigungsministerium verklagt haben.

[Münchner Kultur](#)

[Medien](#)

Alle waren Angehörige der Nationalen Volksarmee. Sie taten Dienst an Radargeräten, wurden verstrahlt und bekamen Krebs. Eine erste Reportage dazu war hier am 10. November erschienen, Hauptpersonen damals: Bundeswehrsoldaten, die vom Krebs zerfressen, an Krebs gestorben sind. Ihre Gegenspieler waren der Ministerialdirigent Ulrich Birkenheier und sein Adlatus Witold Maria Görlich vom Verteidigungsministerium. Beide hatten die wahren Sachverhalte zu verschleiern versucht. Man bittet sie nun erneut um ein Gespräch.

[Wissen](#)

[Wirtschaft](#)

[Sport](#)



[Lokalsport](#)

[München](#)

[Bayern](#)

[Landkreise](#)

Suche





-  erweiterte Suche
-  SZ-AboArchiv



Wöchentlich in der SZ

- [Reisen](#)
- [Hochschulseite](#)
- [Mobiles Leben](#)
- [SZ-Wochenende](#)
- [Bildung & Beruf](#)
- [Immobilienseiten](#)
- [Sonderseiten](#)
- [Beilage](#)
- [Wochenchronik](#)
- [Kostprobe](#)

Magazine

-  jetzt.de
-  Schule&Zeitung
-  SZ-Magazin
-  SZ Extra

 Aktu

Les
Gra



Mar
Da
Tec
Dov
Nas

Ma

Ver
ver

Bar

For

Par

Mu:

Lot

An:

Uni
Las
übe
unt
Kar
An
gro
Insi
Mit

Services

[Abo - Leserservice](#)
[Mediadaten](#)
[Die SZ im Porträt](#)
[Kontakt](#)
[Impressum](#)

das heute kaum glauben, ich erinnere mich nicht im mindesten, ich weiß es nur aus den Erzählungen anderer.“

Neben dem Sendeschrank

Schmidt hatte seinen anderthalbjährigen Grundwehrdienst – den Ehrendienst, wie es im parolengetränkten Land hieß – vom Herbst 1974 bis zum Frühjahr 1976 geleistet. Danach wurde er noch zweimal, für jeweils zehn Wochen, zum Reservedienst gezogen. Er saß an einem klobigen sowjetischen Radargerät, dem P15, jeden Tag. Bei Übungen schlief er nur Zentimeter vom angeschalteten Sendeschrank entfernt, der über eine ungeheure Leistung verfügte – bis Paris haben sie mit der Anlage orten können, erinnert sich Schmidt. Und stets war er gefährlicher Röntgenstrahlung ausgesetzt. Und jetzt hat er Leukämie.

Thomas Förster wiederum, ein Mann, der am oberen Ende der kleinen Republik Wache schob, als Marinesoldat an einer Anlage namens LOT, leidet an Morbus Hodgkin. Auch Förster musste durch vier Chemotherapien. Sein Haar ist schütterer noch als das von Schmidt. Seine unteren Zähne hat er verloren. Matt glänzt der rechteckige Ersatz.

Die Anamnesen ähneln denen der Radarsoldaten/West. Kein Wunder, hüben wie drüben wurde in den 60er, 70er Jahren an ähnlich unvollkommenen Geräten der jeweiligen Schutzmächte gearbeitet, hüben wie drüben schonte man nicht die eigenen Männer im Kalten Krieg: Rund um die Uhr waren die einen in einer riesigen Kette zwischen Mecklenburg und Thüringen postiert und die anderen zwischen Schleswig-Holstein und Bayern. Und doch ist die Geschichte der NVA-Soldaten noch eine ganz andere als die ihrer früheren Gegner. Sie ist härter und hoffnungsloser. Man muss sie vom Anfang bis zum Ende kennen, um zu verstehen, warum Ulrich Schmidt, der im Gegensatz zu Thomas Förster ein bedächtiger Mensch ist, mit ebenso traurigem wie schneidendem Sarkasmus sagt: „Wir sind vom Regen unter Umgehung der Traufe in die Scheiße gekommen.“

Der östliche Kasernenhof war eingerichtet, um den Einzelnen gefügig zu machen, notfalls zu brechen. Schmidt erzählt eine Szene, eine von vielen: „Ein riesiger Platz. Das Haus mit den Schlafräumen hier. Das Essengebäude dort. Aber wir dürfen nicht etwa den kurzen Weg nehmen. Wir müssen außen rum. Rennend. Singend. Außer Atem. Dann im Gleichschritt rein. Der Unteroffizier brüllt: Hat jeder Genosse – man wurde grundsätzlich so angeredet, auch wenn man kein Genosse war – sein Essen? 80 Mann brüllen zurück: Jawohl, Genosse Unteroffizier. Da zerspringen fast die Scheiben, so brüllen wir. Wie war das? brüllt wieder der Unteroffizier. Ich kann nichts hören. Hat jeder Genosse sein Essen? Und nochmal und nochmal: Jawoll, jawoll! Und dann stürzt sich jeder auf seinen Fraß, und irgendwann sagt einer irgendwas, leise nur, aber alle müssen aufstehn und im Stehn weiteressen, und dann sagt noch einer ein Wort, da wird das Essen abgebrochen. Im Laufschrift zurück. Singend. Den längsten Weg.“

In dieser Armee ist es unmöglich gewesen, gesundheitsschädigender Radarstrahlung auszuweichen. Niemand hat die Rekruten auf Gefahren hingewiesen, bis 1989 nicht. Und die wenigen, die etwas geahnt und etwas gesagt haben, sind zurechtgestutzt worden. Ulrich Schmidt gehörte zu ihnen. Er hatte sein Abitur an einer Spezialschule für Mathe und Physik gemacht, er wusste ein bisschen was über die fatale Wirkung von Röntgenstrahlung. Er versuchte, mit seinem Vorgesetzten darüber zu reden. Papperlapapp, antwortete der Mann, er solle sich nicht so haben,

allenfalls impotent könne er werden, und das auch nur zeitweilig. Mittlerweile ist er tot, der Vorgesetzte. Gestorben an Krebs.

„Und wenn Sie weiter diskutiert, weiter aufbegehrt hätten?“

„Dann hätte ich umgehend eine Zelle im Militärknast beziehen dürfen.“

Schmidt und seine Kameraden hatten während ihres Dienstes weniger Rechte als die Bundeswehr-Soldaten. Und jetzt, da sie um eine Entschädigung ringen, merken sie, es ist so geblieben; daher der sarkastische Spruch vom Regen und der Scheiße. Schmidts Worte mögen ein bisschen abstoßend klingen. Aber erstens muss man dazu seine leise, brüchige Stimme hören, und zweitens wird man noch sehen, dass wirklich Abstoßendes in Menschen stecken kann, die sich immer sehr vorsichtig und gewählt ausdrücken.

Schmidt und Förster sind zwei von 168 ehemaligen NVA-Angehörigen, die über die Berliner Anwälte Reiner Geulen und Remo Klinger beim Verteidigungsministerium Schadensersatz beantragt haben. Hunderte weitere Männer reichten ihre Papiere individuell ein. Mitte Oktober lagen der Behörde 470 Anträge nur von Offizieren und Zeitsoldaten vor.

„Sind von diesen Anträgen mittlerweile welche positiv beschieden worden?“ lautet eine der schriftlichen Fragen an die Beamten Birkenheier und Görlich.

Die beiden wollen nicht einmal mehr auf dem Papier kenntlich werden. Es ist nicht unterzeichnet. Aber man darf davon ausgehen, dass die Antworten von ihnen stammen, denn sie sind die Radarbeauftragten des Ministeriums.

„Nein“, schreiben sie.

Hingegen haben in den letzten Wochen wenigstens einige Antragsteller der Bundeswehr, nämlich 80 von 800, einen positiven Bescheid bekommen. Alle Fälle hatte das Ministerium jahrelang verschleppt. Erst öffentlicher Druck und das Engagement von Geulen und Klinger hatten halbwegs für Tempo gesorgt.

Die biologische Lösung

Diese ungleiche Behandlung basiert, vordergründig, auf juristischen Klauseln. Das Ministerium mag geschädigten NVA-Soldaten grundsätzlich kein Schmerzensgeld zahlen. Es verweist darauf, dass die Bundesrepublik nicht Rechtsnachfolger der DDR sei. Das nicht, entgegnen Geulen und Klinger, doch die Bundeswehr habe das Verwaltungs- und Finanzvermögen der NVA übernommen und müsse daher, entsprechend dem Staatshaftungsgesetz, nun auch für die Menschen sorgen. Die beiden strengten einen Musterprozess in Frankfurt/Oder an. Das Gericht dort hat noch kein endgültiges Urteil gefällt, aber schon einen Hinweisbeschluss erlassen, einen eindeutigen. Es folgt darin der Argumentation der Kläger.

Und wenn das Urteil, das absehbare, gesprochen ist, irgendwann im nächsten Frühjahr? Dann wird das Verteidigungsministerium doch nicht zahlen. Es hat schon verlauten lassen, durch alle Instanzen gehen zu wollen.

Weiter auf juristischem Feld, ein paar nötige Meter noch: Wenn die letzte Instanz getagt hat, werden Jahre verstrichen sein. Alle Ansprüche – außer dem Anspruch des Musterklägers – sind dann verjährt. Die drohende Verjährung wiederum könnte durch lauter einzelne Klagen unterbrochen werden, Kosten für jeden Klienten: etwa 35000 Euro. So viel Geld besitzt keiner der Betroffenen. Folglich haben Geulen und Klinger das Ministerium um einen Verjährungsverzicht gebeten, mehrmals haben sie es getan. Eine solche Erklärung wäre ein Akt der Fairness. Hatte die Behörde nicht auch pauschal für alle Bundeswehrsoldaten diesen Verjährungsverzicht ausgesprochen? Ja, das hat sie, schon im Jahr 2001, nachdem die Soldaten sich in einem Bund zusammengeschlossen und mit Hungerstreik vor dem Kanzleramt gedroht hatten. Aber jetzt will sie nicht, jetzt sträubt sie sich. Der Ost-Gruppe, noch ohne eigene Interessenvertretung und ohne Lobby sowieso, rollt sie die Stolpersteine direkt in den Weg.

„Die bauen auf eine biologische Lösung“, sagt Thomas Förster. Tatsächlich bleibt vielen der Kranken kaum noch Zeit; Dutzende, aus Ost wie West, leben schon nicht mehr. Geulen und Klinger bekommen jede Woche ein, zwei Todesanzeigen von neuen Witwen geschickt.

Annemarie Grimmler aus Cottbus ist eine dieser Witwen. Ihr Mann Volker hatte in einer Kontroll- und Reparaturstaffel der DDR-Luftwaffe 16 Jahre am Radar gearbeitet. 1990 war er dann Stabsmajor. Die Bundeswehr wollte ihn degradieren, das fand er ehrenrührig, da schied er lieber aus. Sie, die Frau, erzählt sprudelnd, ohne Pause, wie er im Frühjahr 1997 bei einem Spaziergang speien musste, immer wieder speien, wie sie ihn zur Darmspiegelung schickte, wie die Ärzte gesagt haben, wir kommen gar nicht bis zum Magen, die halbe Speiseröhre ist schon weg, wie sie ihm Stücke von Lunge, Leber, Milz entfernten und den ganzen Magen, wie sie vom Dickdarm ein Stück hochzogen und an den Rest der Speiseröhre nähten; mein Mann hat alle zwei Stunden essen müssen, und das Essen ist sofort durchgerutscht, so ist er hingeseicht, vier Jahre noch, ich habe mich nicht getraut, ihn zu fotografieren, das Bild hätte ich niemandem

Plötzlich stockt sie, und im Moment des Stockens schießen ihr Tränen in die Augen. Die Worte, mit denen sie sie zurückgehalten hatte, waren alle.

Langsam findet sie neue. Unten im Keller sind noch so viele Werkzeuge . . . er kam aus dem Vogtland, mit Holz konnte er alles, Schiffe bauen, Nussknacker . . . ich weiß ja nicht, bei Ebay könnte ich es anbieten, gutes Werkzeug, schöne Sachen . . .

Es wäre, theoretisch, ganz einfach. Da sind die Witwe Grimmler, der ehemalige Gefreite Schmidt, der frühere Obermaat Förster mit ihren schwierigen Leben. Ein paar Verlierer der Geschichte. Kanonenfutter eines Staates, der untergegangen ist. Die Gewinner könnten erklären: Eine schlimme Zeit war das, wir verstehen euch, auch wir haben ein paar Leute verheizt, nach ähnlichem Muster, aber es ist vorbei, wir sind zwar momentan knapp bei Kasse, anyway, wir wollen großzügig sein und auch euch nach Kräften entschädigen, schon, um uns nicht dem Vorwurf auszusetzen, wir übten, jetzt noch, auf subtile Weise Rache; armselige, schoflige Sieger wären wir.

„Letztlich ist es eine politische Frage, wie man mit diesen Leuten verfährt“, sagt der Anwalt Geulen. Und über politische Fragen entscheiden nicht die Ministerialbeamten. Über ihnen steht ein parlamentarischer Staatssekretär, Walter Kolbow, SPD, der wiederum die rechte Hand des Ministers Struck ist. Und der Staatssekretär, nicht irgendein Beamter war es, den Geulen in

diesem Herbst mehrmals vergeblich um den Verjährungsverzicht gebeten hatte, und der Staatssekretär hatte auch die schriftlichen Antworten absegnen wollen, ehe Frau Bartelmann sie einem mailte.

Eine Frage, die letzte, ist eine Art Horchen, ob es hinter der ganzen blockartigen Abwehr nicht doch einen Funken Verständnis gibt, irgendeine individuelle Regung. „Wenn Sie sich in die Lage eines NVA-Soldaten versetzen, der durch Radarstrahlung Krebs bekam und merkt, dass niemand dafür haften mag, was würden Sie tun? Diese Frage ist – falls Ihnen ein solcher Gedanke kommen sollte – keineswegs rhetorischer Natur. Bitte denken Sie ernsthaft darüber nach: Was würden Sie tun?“

„Die Prämisse ist falsch“, antworten Birkenheier, Görlich, Kolbow. „Ehemalige Soldaten der NVA, die durch ihre dienstliche Tätigkeit bei der NVA einen gesundheitlichen Schaden erlitten haben, erhalten Versorgungsleistungen nach den einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen.“

Man hätte es ahnen können. Man ärgert sich nun über das Sentiment und die klitzekleine Erwartung in der eigenen Frage. War es nicht klar, dass alles absorbiert würde?

Vielleicht denken sie im Ministerium, jene Männer, die gerade von der Bundesrepublik Schadensersatz fordern, seien früher die größten Einpeitscher gewesen. Solche mag man, natürlich, nicht gern beglücken, nicht auf diese geldwerte Weise rehabilitieren. Solche sind überhaupt und tatsächlich nicht zum Mögen da.

Aber, erstens, unterm selben Gesetz wie die anderen stehen sie jetzt doch. Und zweitens drehten und schraubten an den Radargeräten ja weniger die Einpeitscher als die normalen Wehrpflichtigen, Soldaten, wie Ulrich Schmidt einer war. Wer jene verfeimt, straft, ob er will oder nicht, noch einmal diese.

Schmidt hatte sich geweigert, drei Jahre zu dienen, und sich auch nicht umstimmen lassen, als man ihm drohte, so werde er wohl keinen Studienplatz kriegen. Am Ende durfte er doch studieren, Maschinenbau in Dresden. Dort die nächste Kollision, schon nach wenigen Wochen. Seine Seminargruppe sollte geschlossen in die Partei eintreten. Ohne mich, sagte abermals Schmidt. Ein Dozent nahm ihn sich vor: Das könnte irgendwann einmal Auswirkungen haben, in einer Prüfung zum Beispiel. Schmidt schlussfolgerte, hier gehöre er nicht hin.

Das Ministerium weiß

Er will etwas richtigstellen, oder besser, er will übertreibenden Interpretationen vorbeugen, er sagt: „Ich war kein Märtyrer. Ich habe das mit der Partei nicht als Grund angegeben. Ich bin einfach so von der Uni gegangen.“

Hinein in den Kalibergbau, wo er als ungelernter Arbeiter anfing. Anderthalb Jahrzehnte rackerte er unter Tage. Schmidt machte an der Abendschule seinen Schlosser, seinen Schweißer, machte auch noch den Meister. Er hat eine deutliche Vorstellung von Anstand, es sind einfache, klare Werte, nach denen er sich immer gerichtet hat.

So einem geht es jetzt nicht ums Geld. „Was können denn 60000 Euro Schadensersatz überhaupt ausgleichen? Wie will man auch nur eine Chemotherapie, die jemand über sich ergehen lassen muss, mit irgendeiner Summe aufwiegen? Wie will man denn das rechnen?“

Natürlich, das Geld käme ihm und seiner Familie recht. Er ist als Ernährer ausgefallen. Nie wieder wird er arbeiten können. Er kalkuliert ein, dass alles einmal schnell zu Ende gehen wird mit ihm, denn seine Blutwerte sind nicht die besten, und noch eine Chemotherapie, das ahnt er, hielte er nicht mehr durch. Was Schmidt will, ist die Durchsetzung einiger Prinzipien. Er nennt nicht ausdrücklich Anstand, nicht Gerechtigkeit, er ist kein Benenner, aber man spürt, was er meint, seine Biografie lässt es ahnen.

„Wie sich das Ministerium windet, um aus der ganzen Angelegenheit rauszukommen, das ist beschämend“, sagt Schmidt. Dabei weiß er manches gar nicht, da sind Geschichten, die er nicht kennt und die ihn doch betreffen. Eine rankt sich um das Radar P15, an dem er gearbeitet hat. Birkenheier und Görlich behaupten, es sei ein sicheres Gerät gewesen. Doch sicher war es nur im geschlossenen, einwandfrei abgeschirmten Zustand. Also fast nie, denn beim P 15 handelt es sich um ein altes russisches Modell mit einer primitiven Blechtür. Viele der Türen waren verbogen. Und, wichtiger noch, sie mussten täglich geöffnet werden, eine Stunde vor Dienstbeginn, wenn die Soldaten ihren Sender neu zu justieren hatten. Und darüber hinaus für jede Reparatur. Dann krochen die Soldaten fast hinein in den strahlenden Sendeschrank. „Schraubenzieherdistanz“, heißt das in der Fachsprache.

Das Ministerium weiß darüber ziemlich gut Bescheid; spätestens seit dem 26. März 2002. Damals wurde, auf der Luftwaffenwerft in Trolenhagen, eine Strahlenprüfung am P15 vorgenommen. Die Bundeswehr reaktivierte zu diesem Zwecke einen ehemaligen NVA-Spezialisten, Feldwebel a.D. Brockmann. Er bekam sonnenbrandähnliche Hautrötungen an Gesicht und Händen, und seine Augen schwollen zu. Gemessen wurden Werte von 8 Millisievert pro Stunde. Der international geltende Grenzwert liegt bei 20 mSv pro Jahr. Macht, hochgerechnet auf die üblichen Arbeitszeiten, eine Grenzüberschreitung ums Zweihundertfache.

Eindeutige Zahlen sind eindeutige Zahlen. Was aber die Verbrennungen des armen Feldwebels B. betrifft, so erklärt das Ministerium, sie seien auf die irrtümliche Verwendung einer bestimmten Hautsalbe zurückzuführen.

Da endet die traurige Geschichte wenigstens mit einem Scherz.



Copyright © sueddeutsche.de GmbH/Süddeutsche Zeitung GmbH

Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Beiträge, insbesondere durch Vervielfältigung, Verbreitung auch in elektronischer Form, sowie Speicherung in Datenbanksystemen bzw. Inter- oder Intranets ist ohne vorherige Zustimmung unzulässig und strafbar, soweit sich aus dem Urhebergesetz nichts anderes ergibt.

Artikel der Süddeutschen Zeitung lizenziert durch DIZ München GmbH.
Weitere Lizenzierungen exklusiv über www.diz-muenchen.de.